

für berechtigten Zweifel an bestimmten Erklärungen. Jedes Lemma ist folgendermaßen gegliedert: Einer groben Angabe der Bedeutung des Wortes (entnommen aus dem Oxford Latin Dictionary) folgen Angaben zur Flexionsklasse, zum ersten Beleg und gegebenenfalls zu Varianten. Es schließen sich in der Regel die entsprechenden Derivative sowie die rekonstruierten proto-italischen und urindogermanischen Formen an. Danach wird eine Forschungsdiskussion mit kurzen bibliographischen Angaben geboten; gänzlich zweifelhafte oder obsoleete Erklärungsversuche werden aus Raumgründen ausgeklammert.

Bei der Auswahl der ca. 1.850 Lemmata hat De Vaan neben WALDE & HOFMANN und ERNOUT & MEILLET auch JULIUS POKORNYS *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch* (Bern 1959), das von HELMUT RIX herausgegebene Lexikon der indogermanischen Verben (Wiesbaden ²2001) sowie das *Oxford Latin Dictionary* konsultiert. Eine über Walde & Hofmann und Ernout & Meillet hinausgehende Einbindung von Wörtern, die nur in Glossen bezeugt sind, hat der Verfasser nicht vorgenommen. Personennamen und Ortsnamen wurden abgesehen von sehr wenigen Ausnahmen nicht einbezogen.

Die Bibliographie ist vergleichsweise gerafft. Zwar verzichtet sie nicht völlig auf ältere Literatur, gibt aber Titeln, die seit den 1980er Jahren veröffentlicht wurden, den Vorzug. Dies ist eine durchaus nachvollziehbare pragmatische Vorgehensweise, denn angesichts der unübersehbaren Fülle von Studien zur lateinischen Etymologie wäre es für einen einzelnen Autor sicher kaum möglich, ein allumfassendes Literaturverzeichnis zusammenzustellen. Etwas verwunderlich ist es allerdings, dass weder HJALMAR FRISKS *Griechisches etymologisches Wörterbuch* (Heidelberg ³1991) noch PIERRE CHANTRAINES *Dictionnaire étymologique de la langue grecque* (Paris 1968) aufgeführt sind, die auch der Latinist kaum ignorieren kann.

Das mehr als einhundert Seiten umfassende Register ist mit seiner Untergliederung nach Einzelsprachen sehr benutzerfreundlich und übersichtlich. Etwas verwundert war der Rezensent freilich über manche Wörter, die unter der Rubrik des Neuhochdeutschen gruppiert sind: Begriffe wie

Acher und *Mamme* sind als dialektal gekennzeichnet und müssen daher bei weitem nicht jedem Muttersprachler bekannt sein. Was man sich allerdings unter *Burme*, *serben* und *Sterke* vorzustellen hat, vermag gewiss die Mehrzahl der Sprecher des Deutschen kaum zu beantworten; es ist deshalb hilfreich, dass die Bedeutungen auf englisch hinzugefügt wurden. *Kitt* ist im übrigen ein Substantiv und wird daher groß geschrieben (also nicht *kitt*).

De Vaan hat mit seinem *Etymological Dictionary of Latin* ein ebenso vielseitiges wie nützliches Nachschlagewerk vorgelegt, das neuere Forschungsergebnisse der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft adäquat einfließen lässt. Gleichwohl wird man den etablierten Wörterbüchern von Walde & Hofmann und Ernout & Meillet keineswegs den Laufpass erteilen wollen, sondern diese auch künftig als wertvolle Informationsquellen heranziehen – dies freilich stets mit ergänzendem Blick auf De Vaan.

THORSTEN FÖGEN, Durham

C. Valerius Catullus: CARMINA. Gedichte. Lateinisch – deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Niklas Holzberg. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2009. 280 S., EUR 34,90 (ISBN 978-3-538-03508-9).

NIKLAS HOLZBERG (= H.) präsentiert in der Sammlung Tusculum einen neuen CATULL; der Abgrenzung zu seinem Vorgänger in dieser Reihe zweisprachiger Ausgaben, WERNER EISENHUT (erstmalig 1956, zuletzt in 11. [faktisch achter] Auflage noch einmal im Jahre 2000), dienen die Gesichtspunkte ‚wörtliche‘ resp. ‚adäquate‘ (ist das dasselbe?) Wiedergabe (insbesondere vieler obszöner Stellen) und erhebliche Fortschritte in der Textkritik.

Die – dem Text und der Übersetzung nachgestellte – Einführung (S. 250-271) beleuchtet das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit und argumentiert für eine differenzierte Wahrnehmung von Fakten und Fiktion: Ist auf dem Papier ein ‚ich‘ zu lesen, kann und sollte man sich durchaus fragen, wer hier spricht und ‚ich‘ sagt – wem hier aber nur: „Na, wer schon? Gaius Valerius Catullus natürlich!“ einfällt, dem möchte Wichtiges, womöglich Wesentliches dieser Gestaltung und Spiegelung von Wirklichkeit in der Kunst entgehen. Kurz:

LESBIA, die große Liebe im Leben des Dichters, ist ein literarisches Konstrukt und die Frage, wer sie wirklich war, führt nicht wirklich weiter.

Doch lenken wir einmal H.s recht (und, wie ich finde, erfreulich) unbefangenen Blick auf die Dinge auf ihn selbst zurück: Spricht Catull in seiner Gedichtsammlung wirklich „ausführlich von seiner Liebe zu einer Frau namens Lesbia“ (S. 250)? Der Name findet sich (sechzehn Mal) in dreizehn Gedichten – von 116 Texten; nur der Name Catulls selbst ist, wenn ich recht sehe, öfter anzutreffen. Der Umfang allerdings dieser Gedichte nimmt sich mit 108 Versen bei einem Gesamtwerk von rund 2300 Versen doch eher bescheiden aus.

Werden Fortschritte in der Textkritik dem ‚nur‘ interessierten Laien bewusst (gemacht)? H. listet um die 120 Abweichungen von seiner Textgrundlage (MYNORS 1958) auf – die Textgestaltung hinterlässt trotz knapp 90 unterschiedlicher, über Fragen der Rechtschreibung, Interpunktion und Präsentation hinausgehender Lesungen zur vergleichbaren Ausgabe MICHAEL VON ALBRECHTS (1995 u. ö.) einen aufs Ganze gesehen eher gefestigten Eindruck. (Welcher Leser dürfte sich ergebnisoffen wie erwartungsfroh darauf einlassen, die laut H. über 500 der Verbesserung bedürftigen Stellen des handschriftlich Bezeugten einer auch nur oberflächlichen Überprüfung zu unterziehen?)

Man erfahre gern Näheres, wo und wie genau intensive Auseinandersetzung mit der jüngsten Catull-Forschung eine wirklich neue Übersetzung hervorbringt, wenn Übereinstimmungen mit bisherigen Verdeutschungen grundsätzlich unvermeidlich sein soll(t)en; bleibt als konkreter Anhaltspunkt neben dem Umgang mit der poetischen Vorlage (H. entscheidet sich für eine Prosafassung, allerdings mit Zeilenumbruch) mehr als die Frage nach den Lexemen für ‚Unsagbares‘ (erinnert man sich noch der geradezu knisternden Formulierung eines deutschen Regierungschefs, die Erhöhung der Geburtenrate /in/ der Bundesrepublik sei eine strategische Frage ersten Ranges)?

Schon BRUNO SNELL griff seinerzeit in seinen Plaudereien „Neun Tage Latein“ auf c. 85 zurück, um Größe und Grenzen von Übersetzungen zu erörtern; dies sei hier fortgesetzt, nicht zuletzt,

weil man sich so schön auf die Wiedergabe des letzten Wortes des Distichons, wie es heute offenbar heißt: fokussieren könnte.

Odi et amo. quare id faciam, fortasse requiris. / nescio. sed fieri sentio et excrucior.

- a) Ich hasse und ich liebe. Warum ich das mache, fragst du vielleicht. Ich weiß es nicht, aber dass es geschieht, fühle ich und werde gemartert.
- b) Hass erfüllt mich und Liebe. Weshalb das?, so fragst vielleicht mich. / Weiß nicht. Doch dass es so ist, fühl ich und quäle mich ab.
- c) Ich hasse und ich liebe. Warum ich das tue, fragst du vielleicht. Ich weiß es nicht; aber ich fühle, dass es mir widerfährt, und leide Qualen.
- d) Ich hasse und liebe. Warum ich das tue, fragst du vielleicht? / Ich weiß es nicht. Aber dass es geschieht, fühle ich, und ich leide Qualen.

Bei den drei gedruckt vorliegenden Versionen b) bis d) finden sich dazu folgende ‚Erläuterungen‘: „Der zu den berühmtesten Texten der Antike zählende Zweizeiler enthält acht Verben, aber kein Substantiv“ (HOLZBERG); keinerlei Anmerkung (VON ALBRECHT); „Dieses Gedicht adäquat zu übersetzen, ist geradezu unmöglich. Die Prägnanz des Inhalts ist mit der gleichen Präzision der Form nicht wiederzugeben. (Am ausführlichsten hat sich darüber geäußert OTTO WEINREICH, Die Distichen des Catull, Tübingen 1926, s. 32ff.)“ (EISENHUT) – in einem weiter gefassten Rahmen schiene ein Blick auf Ansatz, Umfang und Gestaltung von solchen erläuternden Anhängen nicht uninteressant. (Eine auf Vollständigkeit zielende Zusammenstellung aller hier nur angetippten Ausdrücke und Wendungen kann – wie auch einiges andere mehr! – ebenso gern wie diskret beim Rezensenten erfragt werden.)

Was bleibt? H.s Catull ist eine Bereicherung der Szene (Marktsegment: Bilinguen) und ermöglicht die Qual der Wahl – personal sozusagen zwischen Heidelberg und München bzw. verlagstechnisch zwischen Reclam (auch in gebundener Form!) und ‚Tusculum‘; der zuweilen beschworene Kenner oder Genießer muss ohnehin beide(s) haben, Normalsterblichen (!) kann – nicht zuletzt im Blick auf den antiken Dichter – der eine wie der andere empfohlen werden.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Niklas Holzberg: *Horaz. Dichter und Werk*. München: Beck 2009. 240 S., EUR 24,80 (ISBN 978-3-406-57962-2).

Was ist nun über dieses Werk zu sagen und darüber, wie es etwa zu lesen ist? Der Beginn ist eine recht anmaßende Forderung, nämlich die, dass man es zweimal lesen soll. Diese Forderung wird natürlich sofort zurückgezogen für den Fall, dass man sich das erste Mal dabei gelangweilt hat. Kunst soll keine Schulaufgabe und Mühseligkeit sein, keine Beschäftigung *contre cœur*, sondern sie will und soll Freude bereiten, unterhalten und beleben, und auf wen ein Werk diese Wirkung nicht übt, der soll es liegen lassen und sich zu andrem wenden. Wer aber mit der Sache überhaupt einmal zu Ende gekommen ist, dem sei geraten, es noch einmal zu lesen, denn seine besondere Machart, sein Charakter als Komposition bringt es mit sich, dass das Vergnügen des Lesers sich beim zweiten Mal erhöhen und vertiefen wird, – wie man ja auch Musik schon kennen muss, um sie richtig zu genießen. Nicht zufällig wurde das Wort ‚Komposition‘ gebraucht, das man gewöhnlich der Musik vorbehält: Dichtung als eine Art Symphonie, ein Werk der Kontrapunktik, ein Themengewebe, worin die Ideen die Rollen musikalischer Motive spielen. Diese Motivtechnik ist im Werk in einem sehr weiten Rahmen auf die komplizierteste und alles durchdringende Art angewandt. Und eben damit hängt die anmaßende Forderung zusammen, das Werk zweimal zu lesen. Man kann den musikalisch-ideellen Beziehungskomplex, den es bildet, erst richtig durchschauen und genießen, wenn man seine Thematik schon kennt und imstande ist, jedes Wort als Klang, als Ort, als Begriff nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts zu deuten.

Wer spricht hier – und wovon? Der Wahlmünchener und späte Großmeister alexandrinischer Kleinkunst THOMAS MANN lässt anlässlich einer Wegweisung zu seinem Zauberberg – *mutandis mutatis* – mancherlei anklingen, was hilfreich sein möchte, um die Horaz-Monographie von NIKLAS HOLZBERG (im Weiteren: H.), seines Zeichens Professor für Lateinische Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität der Isar-Metropole, unter ausgewählten Schwerpunkten zu würdigen.

H. unternimmt eine gewagte Gratwanderung: Er möchte möglichst viele Interessierte für den Aufstieg zu einem Gipfel der Weltliteratur gewinnen, möglichst unbelastet, möglichst unbefangen, möglichst voraussetzungsarm – was aber, wenn sich der ausersehene Höhenzug als ausgesprochen voraussetzungsreich erweisen sollte? Wie den Zugang und die Erstbesteigung so gestalten, dass Lust auf eine zweite Tour geweckt wird, auf der man dann erst recht eigentlich erleben kann, was große Dichtung alles an- und auszusprechen vermag?

H. folgt einer einfachen Marschroute: vorne anfangen – und dann ein Durchgang durch das Gesamtwerk. Doch ganz so einfach und nur schlicht scheint es dann doch wieder nicht zu gehen: Für eine Besprechung nach Gattungen oder literarischen Genres – Satiren, Epoden, Oden, Episteln – muss H. die Chronologie unterbrechen und das vierte Buch vorziehen; das aus dem Rahmen der Gedichtsammlungen fallende *Carmen saeculare* wird im einleitenden Kapitel zum historischen und persönlichen Hintergrund des Horazischen *Œuvres* vorgestellt. Dass sich H. hier zu einem „Antike Gedichtbücher wollen linear gelesen sein“ hinreißen lässt (andere nicht?) und am Ende sogar eine „Notwendigkeit linearer Lektüre“ sieht, sei nur kurz vermerkt: Muss für das Normale und Naheliegende wirklich eine so wuchtige Lanze gebrochen werden?

Spätestens seit dem „Namen der Rose“, so möchte man meinen, ist eine weitere Selbstverständlichkeit ins öffentliche Bewusstsein gelangt und darf als Marschgepäck jedes rüstigen Bergwanderers gelten: Texte sprechen miteinander, nehmen aufeinander Bezug. Diesen Tatbestand – Autoren sind Leser und wir alle sind, was wir gelesen – greift H. unter dem Stichwort ‚Intertextualität‘ auf und versucht, das „Netz feinsinniger Anspielungen“ (nicht nur des *Carmen saeculare*) vor und für seine Reisebegleitung auszubreiten. Doch das Gelände ist kein trittfester Untergrund: Wir bewegen uns auf dem Boden einer höchst eigenwilligen und überaus lückenhaften Überlieferung – im Blick auf Horaz seien nur eine knappe Handvoll Trümmerfelder genannt, bei der einen unstillbarer Kummer überkommen könnte:

ARCHILOCHOS, ALKAIOS, SAPPHO (ach, Sappho!), LUCILIUS – wenn man mit H. die zwei Seelen in Horazens Brust als Personalunion von EPIKUR und KALLIMACHOS fasst und formuliert, ist der unermessliche Verlust nachgerade mit Händen zu greifen.

Schließe sich der Kreis: Lang ist die Kunst, doch kurz nur unser Lesen. CICERO hätte offenbar selbst bei verdoppelter Lebenszeit mit Lyrik nichts anzufangen gewusst – was stand ihm wohl bei diesem Geständnis (bei SENECA in Brief 49,5 festgehalten) konkret vor Augen? Von den (römischen) Lyrikern lohne eigentlich nur Horaz die Lektüre, heißt es einige Generationen später (bei QUINTILIAN 10,1,96) – und HORAZ selbst nennt als Qualitätskriterium für Dichtung: ob sich eine wiederholte Lektüre lohne (*iterum digna legi: sat.* 1,10,72); das wird man wohl auch und insbesondere auf den Vater dieses Gedankens beziehen und anwenden dürfen. Die Auseinandersetzung und das Spiel mit der Tradition, die Kenntnisnahme und Interpretation von Kunst in den vorgegebenen Formen, die differenzierte Wahrnehmung und Berücksichtigung von Dichtung und außerliterarischer Realität – diese wichtigen Ansatz- und Ausgangspunkte wären H. zugute zu halten und gewissermaßen gutzuschreiben; mögen andere Besprechungen andere Aspekte in den Blick nehmen und weitere Stärken wie Schwächen beleuchten: Das Horaz-Buch von NIKLAS HOLZBERG ist – nehmt alles nur in allem! – eine begrüßenswerte Neuerscheinung. Der ‚Kenner‘, der diese Ein- und Hinführung zu Horaz vielleicht nicht wirklich braucht, könnte und sollte von ihr doch in einem guten Sinne gut unterhalten werden, der ‚Laie‘ aus ihr einigen Gewinn ziehen – und wenn letzterer, der Hauptadressat des Werkes, dann gleich zum Horaz greift, statt sich noch einmal mit H. auf den Weg zu machen, dürfte dies den Intentionen des Verfassers recht betrachtet nicht wirklich zuwiderlaufen.

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Monique Goulet/Michel Parisse, Lehrbuch des mittelalterlichen Lateins für Anfänger. Aus dem Frz. übertragen und bearbeitet von Helmut Schareika. Verlag Helmut Buske: Hamburg 2010. EUR 29,90 (ISBN: 978-3-87548-514-1).

Die Herausgeber des zu besprechenden Bandes beabsichtigen, ein Desiderat zu füllen, da es zur Zeit kein einfaches Lehrbuch gebe, das einer größeren Zahl Interessierter zugänglich wäre (Vorwort, 7). Das Lehrwerk erlaube in relativ kurzer Zeit die Aneignung der notwendigen Fähigkeiten und Fertigkeiten (1 Jahr) auch solchen Studierenden, die nicht über die entsprechenden Kenntnisse des klassischen Lateins verfügten (ebendort). Die Verfasser „legen in jeder Lektion die Grundzüge des klassischen Lateins dar“ (Vorwort, 7), um dann die sprachlichen Veränderungen vorzustellen, welche die lateinische Sprache im Verlauf des Mittelalters erfahren hat. Sinnvollerweise wurden für diejenigen, die bereits Latein in der Schule erlernt haben, die Paradigmen des klassischen Lateins gewählt, während die Beispiele und Übungen mittelalterlichen Texten entnommen wurden.

An das Vorwort schließen sich einige Bemerkungen des Übersetzers und Bearbeiters an. HELMUT SCHAREIKA betont, dass es sich nicht um eine einfache „Übersetzung“ (9) handle, sondern um eine „Übertragung auf die Verhältnisse und Gegebenheiten der deutschen Sprache“ (ebendort).

In der Einführung (10-11) beschreiben die Herausgeber mit knappen Strichen das mittelalterliche Latein. Zu Recht verweisen sie darauf, dass diese Variante keinen Verfall des klassischen Lateins darstellt. Andererseits verschweigen sie auch nicht die Existenz fehlerhafter merowingischer Texte. Als das mittelalterliche Latein aufhörte Muttersprache zu sein, avancierte es zur Sprache der Wissenschaft, Literatur, des Rechts usw. Eine weitere Besonderheit hat die Sprache des Mittelalters: der Leser kann direkt schriftliche Erzeugnisse wie Urkunden, Predigten und Chroniken durchgehen, direkt, d. h. der Leser befasst sich mit Manuskripten, „deren Niederschrift zeitgleich oder fast zeitgleich mit ihrer Abfassung erfolgte“ (11). Der Einführung folgen einige nützliche bibliografische Hinweise (11-12).

Im nächsten Abschnitt erläutern die Herausgeber die Aussprache des Lateinischen und vergleichen die klassische mit der mittelalterlichen Variante. Als Fazit ergibt sich, dass die Aussprache „des Mittellateinischen nur eine Annähe-